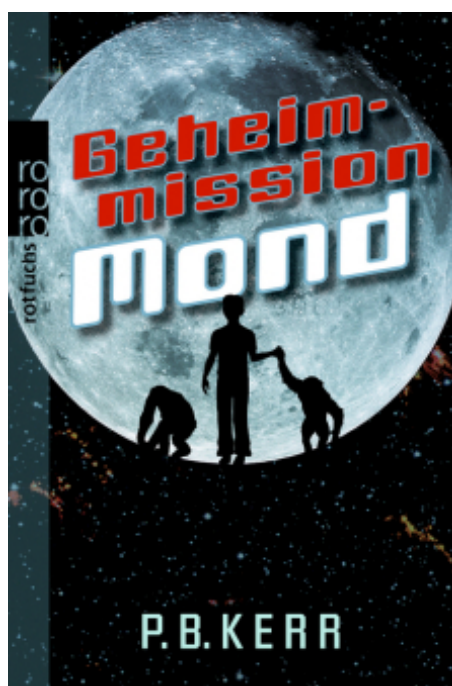


Leseprobe aus:

P. B. Kerr

Geheimmission Mond



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

In **ungefähr zweitausend Meter Höhe** war eine dicke Kumuluswolkendecke. Ich hatte nie ein gutes Gefühl, wenn ich durch dichte Wolken fliegen musste. Es war wie bei Raumschiff Enterprise, wenn Captain Kirk in so eine unheimliche, traumartige Zwischenwelt geriet. Dad erzählte, in Korea habe er sich manchmal in einer Wolke versteckt und gewartet, bis eine MiG vorbeikam, und der eins vor den Latz geknallt, bevor die überhaupt kapierten, was los war. Das konnte ich mir gut vorstellen. Mir kam es immer so vor, als lauerte in den Wolken irgendetwas. Aber oberhalb von dreitausend Metern flogen wir dann in strahlend blauem Himmel und hatten eine endlos freie Sicht in alle Richtungen. Von der Erde tief unter uns war nichts zu sehen und die Wolken, die sie verdeckten, hatten nichts Tückisches mehr, sondern wirkten mehr wie eine dicke Schicht Schlagsahne. Manchmal dachte man dann, dass es das Beste war, was es in der Fliegerei geben konnte: nur du und der Himmel und sonst nichts, nicht einmal ein Guckloch in den Wolken. Wir waren bester Stimmung. Und es war uns nur recht, dass da weit und breit nichts war, was uns an die Erde erinnerte und daran, dass wir irgendwann wieder auf den Boden zurückmussten.

«Das ist doch was, oder?», fragte Dad.

«Das ist toll», antwortete ich.

«Was meinst du, wie viele Dreizehnjährige so was erleben?»

«Keine Ahnung. Nicht allzu viele, denk ich.»

«Nicht allzu viele, ja, allerdings. Ich würde sagen, du bist der Einzige, Scotty. Willst du für eine Weile übernehmen?»

«Klar.»

«Du steuerst das Flugzeug», sagte er und ließ seinen Steuerknüppel los.

«Ich übernehme», sagte ich.

Es war wirklich fantastisch. Ich flog eine Rolle und einen Looping und eine perfekte Acht. Dann brachte ich die Tweet auf elftausend Meter Höhe, so hoch, wie ich noch nie geflogen war. Das Blau des Himmels da oben war blauer als alles, was ich bis dahin gesehen hatte – ein Himmel, der fast an den auf dem Foto in meinem Zimmer herankam, einem Bild von der Insel Skye. Ich fühlte mich wie ein Engel. Ich konnte den Gedanken kaum ertragen, dass ich das alles aufgeben sollte.

«Ich hab es schon immer gewusst», sagte Dad. «Du bist ein geborener Flieger. Du hast es im Blut. Ein echter Macleod.»

Ich jagte die Tweet ungefähr eine Stunde lang über den Himmel, bis Dad meinte, dass wir nach Hause müssten. Ich fragte mich, ob ich je wieder so eine Riesenmaschine fliegen dürfte.

«Du übernimmst», sagte ich.

«Ich übernehme», antwortete er und drückte seinen Steuerknüppel nach vorn.

Dad ging auf gut zweitausend Meter hinunter, fast bis zur Wolkendecke, und meldete sich über Funk beim Tower in Ellington. Nachdem er Landeerlaubnis erhalten hatte, reduzierte er das Tempo und setzte zu einer weiten Rechtskurve an, um die Landebahn von Südosten her anzufliegen. Dann durchstieß er die Wolkendecke und machte sich bereit zur Landung.

Plötzlich sahen wir uns einer Schar von Wildgänsen gegenüber, die in V-Formation flogen und direkt auf uns zukamen. Es blieb keine Zeit, ihnen auszuweichen, wir waren zu schnell. Ich schrie auf und duckte mich weg, als eine der Gänse rechts auf das Kabinenverdeck knallte. Ein Ruck ging durch das Flugzeug, als wäre es von einer Boden-Luft-Rakete getroffen worden. Das Plexiglas der Abdeckung zersprang und die Gans traf Dad mit voller Wucht. Ein Geruch nach versengten Haaren erfüllte das Cockpit, als ein zweiter Vogel oder vielleicht auch nur ein Teil davon in eine der Turbinen gesaugt wurde.

Alles um mich herum war voller Blut, Federn und Plexiglassplitter. Wie viel von dem Blut und den Innereien, die überall im rechten Cockpitbereich verteilt waren, von Dad stammten und wie viel von der Gans, war nicht zu erkennen. Der Hai auf seinem Helm sah aus, als hätte er gerade Beute gemacht; von seinen spitzen Zähnen triefte es rot. Es war schwer zu glauben, dass ein normaler Vogel einen Kampfjet derart beschädigen konnte. Nicht weniger schwer zu glauben war, dass wir uns immer noch in der Luft befanden.

«Dad?», schrie ich verzweifelt. «Ist dir was passiert?»

Sein Kinn lag auf der Brust. Seine Hände ruhten leblos in seinem Schoß und hielten nicht den Steuerknüppel. Wie es aussah, war er nicht bei Bewusstsein.

«Dad?» Ich rüttelte ihn an der Schulter. Sein Kopf wackelte erschreckend schlaff hin und her. Die Augen hinter dem Helmvisier waren nicht zu erkennen. Ich versuchte es hochzuklappen, aber es ging nicht. Irgendetwas war kaputt oder hatte sich verklemmt. Ich nahm ihm die Sauerstoffmaske ab. Sein Mund stand offen und war voller Blut. Die Zunge hing heraus. Ein mulmiges Gefühl

machte sich in meinem Magen breit. Einen Moment lang dachte ich, ich müsste mich übergeben. Ich hatte grauenhafte Angst, dass er tot war. «Dad!»

Ich sah, wie sich seine Lippen bewegten, und aus den Kopfhörern in meinem Helm drang ein Wort: «Schleudersitz.» Dann war es still.

Instinktiv langte ich nach dem Hebel neben meinem Oberschenkel und zog ihn hoch, wie Dad es mir beigebracht hatte. Der Druckknopf, mit dem der Schleudersitzmechanismus ausgelöst werden konnte, lag jetzt frei. Ich musste ihn nur noch drücken. Aber das war unmöglich. Erstens, weil ich Dad nicht im Stich lassen konnte: Ohne mich hatte er in seinem Zustand keine Chance. Und zweitens war das Plexiglasverdeck schwer beschädigt. Eigentlich sollte es abgesprengt werden, kurz bevor der Sitz hinauskatapultiert wurde. Aber ich bezweifelte, dass das funktionieren würde. So wie es aussah, musste ich eher damit rechnen, dass ich durch das kaputte Dach geschleudert werden würde, und das würde ich bestimmt nicht überleben. Wir hatten nur eine einzige Chance: Ich musste etwas tun, das ich noch nie getan hatte, nämlich das Steuer übernehmen und das Flugzeug landen. Die Tweet zitterte und kippte nach rechts weg. Ich packte den Steuerknüppel.

«Ich übernehme», schrie ich Dad zu.

Das Dumme war nur, dass ich die Maschine nicht unter Kontrolle hatte. Nicht im Geringsten.

Man sagt, dass Sterbende unmittelbar vor dem Tod ihr ganzes Leben noch einmal vor ihren Augen vorüberziehen sehen. Aber mir passierte das nicht. Vielleicht war ich einfach zu jung dafür, mit dreizehn hatte man noch nicht allzu viele Erinnerun-

gen. Ich konnte mich nur an einen Moment erinnern, in dem ich wirkliche Todesangst empfunden hatte. Das war in Miami gewesen, vor sechs Monaten, als ans Fliegen mit Dad noch gar nicht zu denken war. Als mein wirkliches Leben noch nicht einmal begonnen hatte.

Zehn ...

«Nur einen ganz kleinen Schritt, Junge», sagte der Lehrer. «Du schaffst es. Nicht da runterschauen.»

Wir zwei standen auf einem Fenstersims im zweiten Stock. Ich bemühte mich nach Kräften, nicht hinunterzuschauen. Aber da die ganzen Leute dort zehn Meter unter mir auf dem Schulhof wie gebannt hochstarrten, fiel mir das nicht gerade leicht. Ein paar Kinder dort unten zeigten sogar mit dem Finger auf mich. Andere, die offenbar glaubten, ich wollte mich umbringen, schrien mir zu, dass ich doch endlich vernünftig sein und runterkommen solle. Dann forderte einer der Lehrer sie auf, die Klappe zu halten, und nun standen alle nur noch stumm da und warteten, was als Nächstes passieren würde. Ich war selbst neugierig.

Es war mein erster Tag an der Junior High School in Miami.

Neben mir auf dem Sims streckte der Lehrer mir eine haarige Hand hin. «Komm, Junge», sagte er. «Nur ein Schrittchen, dann kommst du an meine Hand ran.»

Gott, lieber Gott, ich will immer brav sein, wenn du mir da runterhilfst.

Aber ich blieb wie erstarrt stehen, wo ich war. Auf dem gerade einmal fünfzehn Zentimeter breiten Sims. Die Schule war Ende der Fünfzigerjahre gebaut worden. Aus Beton und ganz viel Glas, wie ein riesiges Gewächshaus. Da gab es nicht viel,

woran man sich festhalten konnte. Der Lehrer, ein groß gewachsener Mann mit dichtem blonden Haar und einer Menge weißer Zähne, hielt sich mit den Fingerspitzen an dem Fensterrahmen fest, zu dem ich eigentlich hingewollt hatte.

Wie zum Teufel war ich hierhergekommen?

Während der Mittagspause hatte ich eine kleine Prügelei mit einem Jungen namens Lawrence Malley gehabt. Er war nicht größer als ich, aber er dachte, er wäre stärker. Na ja, jedenfalls kam es zum Kampf und der ging unentschieden aus. Malley sagte, er finde mich sympathisch und er würde mich in seine Bande aufnehmen, wenn ich mich traute, ihn auf einem Spaziergang von einem Ende der Schule zum anderen zu begleiten. Das klang eigentlich ganz einfach. Allerdings hatte die Sache einen Haken: Man durfte dabei den Boden nicht berühren. So war es gekommen, dass ich mich auf diesem schmalen Absatz zehn Meter über dem Schulhof befand.

Zuerst war alles ganz gut gegangen und ich freute mich schon, dass ich einen neuen Freund gefunden hatte. Aber dann grinste Malley plötzlich tückisch und legte einen Zahn zu. Als er zum Fenster kam, stieg er hinein, machte es zu und überließ mich meinem Schicksal. Und so stand ich dann ganz starr vor Schrecken da und rührte mich nicht mehr vom Fleck, bis mich endlich jemand entdeckte und den Lehrer alarmierte, der dann durch das Fenster rauskletterte, um mich zu retten.

Der Lehrer hatte den Fensterrahmen losgelassen und bewegte sich ganz langsam auf mich zu. Seine Füße waren riesig, sodass gerade mal die Absätze der Schuhe auf dem Sims Platz hatten. «Ich komme und hol dich, Junge», sagte er. «Halt durch.»

Ich schloss kurz die Augen und so sah ich nicht, was dann passierte. Eben noch war er bei mir gewesen, doch im nächsten Augenblick ertönten Schreckensschreie von unten, worauf ein dumpfer Aufschlag folgte. Der Lehrer war abgestürzt. Ich schaute nicht nach unten. Meine Knie waren weich wie Pudding, und obwohl mir die heiße Sonne Floridas ins Gesicht schien, fühlte sich meine Haut klamm und kalt an. Mir wurde schlecht und lediglich der Gedanke, dass da direkt unter mir die Leiche des Lehrers lag, hielt mich davon ab, mich zu übergeben.

Es war schon schlimm genug, wenn einer den Versuch, einem blöden Zwölfjährigen zu helfen, mit dem Leben bezahlen musste, aber dann auch noch auf den armen Kerl runterzukotzen, das wäre doch zu gemein.

Sonderbarerweise rüttelte der Tod des Lehrers mich irgendwie auf. Ich biss die Zähne zusammen, drückte die Handflächen und den Rücken gegen die Glaswand hinter mir und setzte mich wieder in Bewegung. Ganz langsam. Als ich das offene Fenster erreichte, spürte ich, wie mich jemand packte und ins Klassenzimmer zog. Wie sich herausstellte, waren es zwei Personen: meine Klassenlehrerin Miss Kendrick und der Schuldirektor Mister Anderson. Taumelnd stand ich vor ihnen, als würde ich mich auf einem schwankenden Schiffsdeck befinden, dann übergab ich mich auf ihre Schuhe.

Sie brachten mich ins Krankenzimmer und riefen meine Mutter an, damit sie mich abholte. Während ich auf sie wartete, erfuhr ich zwei Dinge: Das erste war, dass der verunglückte Lehrer in eine Ligusterhecke gestürzt war. Sie hatte die Wucht des Falls etwas abgeschwächt, sodass er sich zwar einen Becken-

bruch und eine Gehirnerschütterung zugezogen hatte, aber nicht lebensgefährlich verletzt worden war. Das zweite war der Name des Mannes. Er hieß Diver, «Taucher».

Es war April 1968 und ich lebte in Florida bei meiner Mutter, die sich von meinem Dad getrennt hatte. Er war in unserem alten Haus in Texas geblieben. Die beiden waren nicht geschieden, aber sie sagte, das sei nur eine Frage der Zeit. Sie stammte aus Miami und war nach der Trennung von meinem Vater wieder dorthin zurückgezogen.

Miami gefiel mir gar nicht, das Haus, in dem wir wohnten, gefiel mir nicht und mein Zimmer gefiel mir auch nicht. Und ihren neuen Freund, einen Witwer aus der Nachbarschaft namens Gene, mochte ich genauso wenig und ich verspürte außerdem nicht die geringste Lust, mich mit seinem Sohn Marvin anzufreunden, der eine Meckifrisur hatte. Es passte mir nicht, dass ich mit meiner Mutter in die Kirche gehen sollte. Denn die gefiel mir ebenso wenig wie Miami und ich glaubte nicht an Gott (vielleicht könnte ich an ihn glauben, wenn mir ein Engel erschiene oder so). Und jetzt, nach meinem ersten Schultag hier, wusste ich, dass mir die neue Schule auch nicht gefiel. Alles in allem ließ sich mein neues Leben in Florida denkbar schlecht an.

«Was hast du da draußen auf dem Fenstersims gemacht, Scott?», fragte Mom, als wir nach Hause fuhren.

«Gebetet», sagte ich. Das kam der Wahrheit ziemlich nahe, trotzdem musste ich ein bisschen grinsen.

Ich linste zu ihr hinüber und da wurde mir klar, dass meine Miene es ihr schwer machte, mir zu glauben. Wenn ich ver-

suchte zu beten, hörte sich das am Ende meistens an, als redete ich mit mir selbst.

«Wenn du dich wirklich anstrengst, kannst du ganz überzeugend lügen», sagte sie.

«Aber es ist wahr», murmelte ich beleidigt.

«Der Direktor hat gesagt, alle hätten geglaubt, dass du dich umbringen wolltest.»

«Es wäre auch nicht viel schlimmer, wenn ich tot wär», antwortete ich. «Ich finde es scheußlich hier.»

«Ich weiß gar nicht, was du hast. Miami ist doch fast wie Houston.»

«Ich wäre viel lieber bei Dad.»

«Was? Das möchte ich gern sehen, wie dein Vater darauf reagieren würde. Der arme Mister Diver hat sich das Becken gebrochen. Und eine Gehirnerschütterung hat er. Ein Wunder, dass er noch lebt. Was zum Teufel wolltest du da, Scott?»

«Es war eine Mutprobe. Einer von denen hat mich praktisch herausgefordert. Ich sollte ihm was nachmachen.»

«Was nachmachen? Dich umzubringen?»

«Nein, es ging darum, vom einen Ende der Schule zum anderen zu kommen, ohne den Boden zu berühren», sagte ich. «Ich hab einfach nur versucht, Freundschaften zu schließen.»

«Mit wem? Mit den Engeln?»

«Das verstehst du nicht.»

«Und was ist aus dem anderen Schwachkopf geworden?»

«Nichts Besonderes. Er hat es geschafft. Und ich war plötzlich wie versteinert. Einfach so. Ich hab den Fehler gemacht, runterzusehen, und da hab ich Panik gekriegt. Ich glaube, ich leide vielleicht an Schwindel.»

«Blödsinn», sagte sie. «Die Krankheit heißt Höhenangst, Akrophobie.» Sie buchstabierte das Wort. «Schwindel ist nur ein vorübergehendes Gefühl. Das ist was anderes, glaub mir.»

Ich glaubte es ihr. In solchen Dingen hatte sie immer recht. Sie arbeitete als Rechercheurin für den *Miami Herald*. Tatsachen festzustellen war ihr Beruf.

Wir kamen nach Hause. Es war ein Donnerstag und an den Donnerstagen nahm sich Mom immer frei, weil sie samstags arbeiten musste. Normalerweise freute ich mich auf die Donnerstage, denn dann machte Mom immer Hackbraten, mein Lieblingsgericht – anders sah es natürlich aus, wenn sie Gene und Marvin dazu einlud, was manchmal vorkam und alles verdarb.

Zum Glück waren wir an diesem Donnerstag allein. Trotz der Aufregungen in der Schule machte sie Hackbraten, den wir dann schweigend verzehrten. Mom war so erschöpft, dass sie ihre Brille aufsetzte, die ihr überhaupt nicht stand. Ihre Form erinnerte mich an die Heckflossen eines alten Cadillac Eldorado, und Mom sah damit wie so ein komisches Insekt aus. Dabei war sie meiner Meinung nach sonst eigentlich ganz hübsch: groß gewachsen, höchstens ein kleines bisschen übergewichtig, mit üppigem dunklem Haar und netten braunen Augen. Mein Dad sagte immer, sie erinnerte ihn an Elizabeth Taylor und das sei einer der Gründe gewesen, weshalb er sie geheiratet habe. Er fügte dann oft im Nachsatz hinzu, dass sie auch ein ähnlich hitziges Temperament habe. Ich wusste nicht so genau, wer Elizabeth Taylor war, aber das mit dem Temperament stimmte schon. Sie und mein Dad stritten ziemlich viel und meistens ging es dabei um den Krieg in Vietnam.

Meine Mom war total gegen den Krieg. Jimmy, der Sohn ihres älteren Bruders, war 1966 zu den Marines eingezogen worden und noch im selben Jahr in Vietnam gefallen. Er war gerade mal neunzehn Jahre alt. Das brachte Dad in eine blöde Situation, weil er Pilot bei der Air Force war und Leute, die nicht älter als Jimmy waren, zu Kampfpiloten ausbildete.

Die Dinge hatten sich immer mehr zugespitzt, als Mom sich in der Antikriegsbewegung engagierte, die sich dafür einsetzte, dass der Präsident abtrat. Schließlich beschloss sie, nach Miami zu ziehen, und weil Dad wegen seines Jobs bei der Air Force oft unterwegs war, ging ich mit ihr.

Sie war Mitglied in allen möglichen Friedensorganisationen und versuchte auch mich dazu zu bringen, dass ich mich an ihren Aktionen beteiligte. Aber ich hatte keine Lust. Sie gab es schließlich auf, mich zu Veranstaltungen mitzuschleppen, als ich anfing, den Leuten dort zu erzählen, dass ich später mal Spion bei der CIA werden wollte. So wie Felix Leiter in den James-Bond-Filmen. James Bond war klasse. Ich hatte alle Filme mindestens dreimal gesehen. Und was sollte verkehrt daran sein, wenn man Agent bei der CIA werden wollte?

Nach dem Essen machten wir es uns kurz vor acht auf dem Sofa bequem, um uns *Rowan and Martin's Laugh-In* anzusehen, meine Lieblingssendung im Fernsehen. Moms Meinung nach war das immer dasselbe, aber ich hatte ihr erklärt, dass eben genau das der Witz an der Sache war. Und außerdem gefiel es mir, wenn alles beim Alten blieb. Ich mochte keine Veränderungen. An diesem Abend allerdings spielte das ohnehin keine Rolle, weil gemeldet wurde, dass jemand in einem Motel in Memphis auf einen gewissen Martin Luther King geschossen hatte. Das

regte Mom furchtbar auf. Sie war fast so aus der Fassung wie an dem Tag, als wir von Houston weggezogen waren.

Sie nahm ihre Brille ab und weinte. «Der arme, arme Mann», sagte sie immer wieder. Ich legte meinen Arm um sie und versuchte sie zu trösten.

«Was ist nur los mit diesem Land?», schluchzte sie.

«Keine Ahnung», erwiderte ich. Außer der Tatsache, dass dieser King schwarz und Doktor gewesen war, wusste ich gar nichts über den Mann.

«Was Doktor King passiert ist, ist nur ein Reflex dieser Unmenge von Gewalt, die wir anderen Völkern überall auf der Welt antun. In Vietnam zum Beispiel. Das fällt auf uns zurück.»

Womit wir wieder beim Thema wären.

«Wenn man euch so zuhört, muss man wirklich glauben, dass der Krieg in Vietnam an allem und jedem schuld ist», seufzte ich.

Sie schaltete den Fernseher aus.

«Was soll das?», fragte ich entgeistert.

«Ich mach den Fernseher aus», sagte sie. «Als Zeichen des Respekts vor Doktor King.»

«Respekt? Was soll das? Er ist nicht mal tot, nur angeschossen. Sie haben ihn ins Krankenhaus gebracht, du hast es doch gehört. Wahrscheinlich wird er wieder gesund, ganz bestimmt.»

«Du bist noch ein Kind», sagte sie. «Aber eines Tages wirst du es verstehen.»

«Nie und nimmer», antwortete ich. «Wenn ich mal groß bin, lass ich meine Kinder fernsehen, so viel sie wollen.»

Sie hielt mir dann noch einen langen Vortrag über die Schwar-